

Prof. Manuel J. Hartung, ZEIT-Stiftung

Verleihung Schader-Preis 2023

Laudatio auf Prof. Dr. Steffen Mau

Darmstadt, 27. Juni 2023

Liebes Ehepaar Schader,

liebe Frau Regierungspräsidentin, lieber Herr Oberbürgermeister,

liebe Nicole Deitelhoff,

liebe Christine Landfried, lieber Alexander Gemeinhardt,

liebe Stiftungsräte, lieber Senat,

meine Damen und Herren, ich darf sagen: liebe Freundinnen und Freunde,

und vor allem: lieber Steffen Mau,

ein großer Preis für ein großes Werk und einen großen Wissenschaftler. Wie soll man darüber eigentlich sprechen?

Ein großer Preis für ein großes Werk eines großen Wissenschaftlers – wie soll man darüber eigentlich sprechen, wenn Sie – lieber Steffen Mau – schon so viel ausgezeichnet worden sind? Vor zwei Jahren mit dem Leibniz-Preis und vor zwanzig Stunden mit dem Communicator-Preis? Alexander hat es erwähnt.

Als Laudator könnte man da verzweifeln. Als Laudator könnte man sich dann vielleicht extra kurzhalten. Als Laudator könnte man den Ratschlag annehmen, den der legendäre südafrikanische Bischof Desmond Tutu einmal von seiner Gemeinde bekommen hatte. Tutu, so berichtete er seinen Zuhörern bei der Verleihung des

Marion Dönhoff Preises von ZEIT, ZEIT-Stiftung und Dönhoff-Stiftung vor anderthalb Jahrzehnten, redete und sprach und wiederholte das schon Bekannte und fragte dann in seine Zuhörerschaft: „What else can I say?“ Was kann ich denn jetzt noch sagen? Und von ganz hinten, so erzählte er das, rief jemand: „Amen!“

Also: Nach all den Laudationes, die Sie bekommen haben, lieber Steffen Mau, könnte man das sagen: Amen! So sei es. Glückwunsch an Sie zu der Auszeichnung. Glückwunsch an den Senat der Schader-Stiftung zur Auswahl (und mithin Ihren Vorgängern zur Kooptation in den Senat). Glückwunsch an die Schader-Stiftung zu diesem Preisträger. Amen. Und das war es dann.

Doch vielleicht, vielleicht beginne ich diese kleine Laudatio für den großen Preis mit einer kleinen Geschichte über einen kleinen Text in einer kleinen Runde. Mit einer kleinen Geschichte, weil Sie, lieber Steffen Mau, ein Meister, ja: der Meister, darin sind, das Kleine und das Große miteinander zu verweben. Das Lütten Kleine, wenn man so möchte, und das Gesamtgesellschaftliche. Mikro und Makro. Qualitative Beobachtung und quantitativer Beleg.

Also eine kleine Geschichte, die einiges darüber aussagt, wie Sie, lieber Steffen Mau, ihre Wirksamkeit, Ihre Wirkmächtigkeit zeigen und wie Sie damit den gesamtgesellschaftlichen Diskurs befördern.

Es war vor etwa 16 Monaten. Ich saß zusammen in einem Raum im obersten Stockwerk eines Hochhauses; dieses Stockwerk hört auf den schönen Namen Sturmfreie Bude. Und dabei saßen, es war eine kleine Runde, zwei Minister (für die Experten: es war jemand von der A- und von der B-Seite), zwei führende Bildungsforscher, eine Handvoll Chefinnen und Chefs großer Stiftungen, ein bekannter Journalist. Eine Runde, in der es eigentlich um praktische Politik geht, um Strategie, um Taktiken, manchmal um Leistungsvergleiche, aber seltener um wissenschaftliche Aufsätze.

Und da sagte ein Teilnehmer – ich paraphrasiere ein wenig: „Haben Sie den neuen Aufsatz von Steffen Mau im MERKUR schon gelesen? Den müssen Sie unbedingt lesen. Er wird Ihr Denken und Ihre Arbeit verändern.“

Ich, muss ich zugeben, kannte den Text noch nicht, doch wenn es heißt, dieser Aufsatz wird ihr Denke und ihre Arbeit verändern, ich las ihn gleich am nächsten Morgen.

Der Text trug den Titel „Kamel oder Dromedar? Zur Diagnose der gesellschaftlichen Polarisierung“

Bereits der Einstieg in diesen Text hat es in sich:

ZITAT „Die Diagnose der gesellschaftlichen Polarisierung ist zu so etwas wie dem Masternarrativ sozialer Wandlungsprozesse geworden, mit dem Subtext, dass das, was einstmals als integriert und harmonisch erschien, nun auseinanderzureißen drohe. Ohne die Diagnose der Polarisierung geht nichts mehr – keine Auseinandersetzung um das Klima, keine um Corona-Maßnahmen, keine um das Gender-Sternchen.“

Und Steffen Mau folgt in seinem Text dann dem Ratschlag, den ich ganz zu Beginn meiner Ausbildung an der Henri Nannen Journalistenschule bekommen habe – als Ratschlag für einen guten Text: „Beginne mit einem Erdbeben und steigere Dich langsam.“

Und Steffen Mau macht genau das. Sie beschreiben in Ihrem Text, wie die Vorstellung einer Polarisierung die Gesellschaft in zwei quasi gegensätzliche Lager teilt – und Sie finden dafür ein wirklich besonderes Bild:

„Man könnte eine solche Gesellschaft als Kamelrücken beschreiben – zwischen den aufragenden Höckern ein trennendes Tal unüberbrückbarer Unterschiede.

Die zerstrittene und polarisierte Gesellschaft ist die *Kamelgesellschaft*, die harmonische und wohlintegrierte hingegen die *Dromedargesellschaft*. Bei ihr sind soziale Positionen, Mentalitäten und Einstellungen wie bei einer Gaußschen Glockenkurve normalverteilt; die Silhouette des Dromedarrückens formt einen großen Bogen.“

Und nach diesem Beginn sezieren Sie mit wenigen Sätzen die herrschenden Narrative, mit denen so viele politische Diskussionen gestaltet werden. Denn in Ihrem Text führen Sie den Beleg, dass Einstellungen viel stabiler sind als medial verbreitet. Dass eine Gesellschaft viel zusammengehöriger ist als gemeinhin angenommen. Dass die Spaltung zwischen Anywheres and Somewheres, die tiefen Gräben, dass sie weniger existieren, als wir uns das vorstellen mögen. Klar, es bleibt komplex, und ich möchte hinzufügen, nach dem Wochenende, nach Sonneberg, ist es vielleicht noch

komplexer – aber Sie finden ein Bild, das bleibt. Ein Bild, das viele Annahmen infrage stellt.

Die Kamelgesellschaft und die Dromedargesellschaft. Die Gesellschaft mit einer Kluft in der Mitte und zwei Höckern links und rechts. Und die Gesellschaft mit einem Höcker in der Mitte.

Was für ein Bild. Kamele und Dromedare.

Ich muss zugeben, ich musste da gleich mehrfach drüber nachdenken. Erstens, weil ich zoologisch nicht ganz so stabil aufgestellt bin wie Sie, lieber Steffen Mau – und meine gedankliche Eselsbrücke- oder vielleicht, besser: gedankliche Kamelbrücke immer war, dass ein Kamel das sei, was auf der Camel-Zigarettenpackung zu sehen sei – und ein Dromedar eben das andere, dabei ist es genau umgekehrt, und ich lag falsch. Und die Werbung von Camel – I don't know. Zweitens, weil Sie, lieber Steffen Mau, mit Ihrem Text mit einer ganzen Reihe von Grundannahmen aufgeräumt haben: Mit der großen historischen Spaltungsdiagnose, nach der Widersprüche und Klassengegensätze in einen Kampf münden würden; mit der Annahme sehr vieler politischer Reden und politische Programmatiken; auch vieler, dass muss man sagen, vieler Stiftungsprojekte, mit dem Hinweis auf Ergebnisse, die uns auch immer wieder beschäftigen, gerade in diesen Tagen.

Steffen Mau, Sie geben in Ihrem Text folgendes Fazit: „Die Pufferzone der Gesellschaft – man könnte auch sagen: die Welt des Dazwischen – ist weitaus größer als die polarisierten Fraktionen.“

Und in dieser kleinen Runde – Politiker:innen, Journalisten, Stiftungschefinnen – fanden sie Resonanz. Und diese Resonanz gaben auch viele andere. Auf den Text folgte eine ganze Reihe von Debatten: Auf Soziologentagungen. Interviews in der ZEIT. Eine SPIEGEL-Geschichte. Kamel und Dromedar waren nicht der Abschluss einer Diskussion. Sondern ein Anfang.

An dieser kleinen Geschichte über einen kleinen Text, der zunächst in kleiner Runde diskutiert wurde, kann man sehen, dass der Senat der Schader-Stiftung mit Ihnen einen idealen, einen quasi prototypischen Preisträger ausgewählt hat.

Der Schader-Preis, so heißt es, „würdigt Gesellschaftswissenschaftlerinnen und Gesellschaftswissenschaftler, die aufgrund ihrer wegweisenden wissenschaftlichen

Arbeit und durch ihr vorbildliches Engagement im Dialog mit der Praxis einen Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme geleistet haben.“ Da ist viel hineingepackt in das Mission-Statement. Aber ich glaube, dass Sie genau diese Dinge erfüllen, lieber Steffen Mau.

Dimension 1: Wegweisende wissenschaftliche Arbeit:

Was mich an Steffen Mau fasziniert, ist die enge Verbindung von Empirie und Theorie. Ihre Forschungen basieren auf Daten, auf Fakten, auf Befragungen – und damit, wenn Sie mir das gestatten, stehen Sie durchaus im Gegensatz zu Kollegen und Kolleginnen, die anders arbeiten. Intuitiver. Impressionistischer. Vielleicht feuilletonistischer. Die aus einem Grundgedanken ein ganzes Buch machen. 500 Seiten über eine einzige Idee.

Bei Ihnen aber gehen Ideen und Empirie immer zusammen. Studienergebnisse, Strukturmerkmale, Stichhaltigkeit. Ein Buch, so haben Sie es einmal formuliert, ist der Kern eines Gesprächs, in dem Sie lernen, in dem weiterdenken, und ich möchte hinzufügen: vielleicht auch sich selber verunsichern lassen.

„Ich glaube an die Macht der Empirie“; sagen Sie im Interview mit der ZEIT im September 2022. Und weiter: „Ich bin selbst immer wieder überrascht von der Empirie, weil sich meine Erwartungen ja auch den Medien und privaten Unterhaltungen speisen. Als Soziologe bin ich ein Mythenjäger.“ Und ich glaube, dass sie diese Selbstbeschreibung, das Jagen dieser Mythen, das ist wissenschaftliche Relevanz, für die Sie ausgezeichnet werden.

Dimension 2: Dialog mit der Praxis

Man hört Ihnen zu. Die Szene in dieser kleinen Runde illustriert für mich folgendes: Mit Ihrer Forschung und mit der Vermittlung Ihrer Forschung sprechen Sie ganz unterschiedliche Gruppen an: Politikerinnen und Politiker. Bildungsforscher. Verantwortliche aus Stiftungen und der Bildungspraxis. Personen, die sich dafür interessieren, was die Welt im Innersten zusammenhält und wie man sie im Äußersten verbessern kann. Und ganz viele andere, weit über diesen Raum hinaus. Denn Sie waren noch nicht mal in diesem Raum. Wie viel mehr schaffen Sie noch, wenn Sie mit dabei sind. Sie haben einmal gesagt, die kleinen Formate sind die, die Sie besonders interessieren. Das Gespräch mit Bürgerinnen und Bürgern, die vielleicht keine

Berührungspunkte mit Wissenschaft haben. Dann, wenn Sie nicht auf dem Podest sind. Wenn Sie im ganz direkten Gespräch immer wieder herausgefordert werden, wenn Sie für alle schreiben. In dem sehr hörenswerten Podcast der Schader-Stiftung sagen Sie: „Ich versuche immer so zu schreiben, dass es einer breiten Leserschaft zugänglich ist.“

Bisweilen, lieber Steffen Mau, sehe ich Ihnen mit besonderer Bewunderung zu. Wenn Sie bei Anne Will sitzen, wie vor einigen Wochen, und dann eben nicht der fünfte in der Reihe sind, der befragt wird, sondern der erste. Der den Ton setzt für die Debatte und der in einer gewissen Gelassenheit den etwas unproduktiven Schlagabtausch der Sendung hinter sich lässt, der dann über normative Argumente spricht, über Veränderungserschöpfung und Veränderungsaversion und der dann sagt: „Die Leute müssen irgendwo abgeholt werden.“ Man sieht also: Steffen Mau, den Wissenschaftskommunikator, der den Dialog nicht um des Dialogs willen führt, sondern weil er etwas verändern will. Und das führt mich zu

Dimension 3: die Lösung gesellschaftlicher Probleme

Steffen Mau, Sie haben sich verdient gemacht, Ansätze zu finden, um gesellschaftliche Probleme zu lösen. Das Masternarrativ von dem Sie sprachen haben Sie noch nicht verändern können. Es ist ziemlich hartnäckig. Doch nicht nur aus der Employer-Branding-Kampagne einer großen Unternehmensberatung wissen wir: Denken ist Handeln. Man könnte sagen: Vordenken ist verändern.

In Ihrem Aufsatz schrieben Sie: „Die Zwei-Welten-Theorie, die die Gesellschaft im Vokabular der Spaltung und des Auseinanderdividierens beschreibt, macht es einem jedenfalls leicht, die Komplexität sozialer und mentaler Lagerungen der Gesellschaft zu unterschätzen.“ Sie trauen sich Komplexität und Kommunikation zu, Sie trauen sich zu, zu differenzieren, selbst vor Millionen Zuschauern.

Die Corona-Pandemie – und das sage ich in der Erfahrung eines Journalisten, der die Chance hatte, während der Corona-Pandemie das Wissenschaftsressort einer großen Zeitung zu leiten – hat uns etwas gelehrt: Dass die Expertise der Wissenschaft sich in Notsituationen ziemlich schnell in politisches Handeln übersetzt. Dass hingehört werden kann. Und dass der Dialog mit der Praxis ein durchaus wirkmächtiges Konstrukt sein kann.

Forschung – Dialog – Gesellschaftsveränderung. In all diesen Dimensionen hat die Schader-Stiftung einen wirklich herausragenden Menschen ausgezeichnet.

Lieber Steffen Mau, selbst Menschen, die nicht an Zahlenmystik glauben, werden Ihrem Geburtstag etwas Besonderes abgewinnen können. Sie wurden am 31. Oktober 1968 geboren. Am Reformationstag des Revolutionsjahres. 31. Oktober – der Tag der 95 Thesen. 1968 – das Jahr der Veränderungen in Ost wie in West, manchmal kurzzeitig, manchmal langandauernd, Dubcek und Dutschke. Und vielleicht ist das ein gutes Omen für jemanden, der gesellschaftliche Veränderungen beobachtet.

Sie sind aufgewachsen in Lütten Klein, dem Stadtteil von Rostock, dem Sie eines Ihrer wichtigsten Bücher gewidmet haben. Nach dem Abitur haben Sie zunächst eine Ausbildung gemacht zur Elektronikfachkraft in einem Volkseigenen Betrieb in Rostock. Sie haben als Krankenpfleger gearbeitet. Und ein Studium der Mathematik, so ist über Sie zu lesen, haben Sie ausgeschlagen und haben dann nach der Deutschen Einheit begonnen, Soziologie zu studieren. Sie seien, so heißt es, der erste Doktorand aus Ostdeutschland am europäischen Hochschulinstitut gewesen. Dann haben Sie an der Universität Bremen geforscht – in einer Zeit im Übrigen, als die Universität Bremen Exzellenzuniversität wurde. Zur Überraschung mancher Vertreter klassischer Hochschulen, nicht zur Überraschung derjenigen, die sich lange schon mit Wissenschaft befasst haben. Seit 2015 lehren Sie an der Humboldt-Universität auf dem Lehrstuhl für Makrosoziologie und machen seitdem als scharfer Gesellschaftsdiagnostiker Furore.

Ihre Bücher sind bemerkenswert: Lütten Klein habe ich schon erwähnt. Ein Buch, das auf den Bestenlisten genauso stand wie auf den Bestsellerlisten. „Das metrische Wir: Über die Quantifizierung des Sozialen“ – erschien kurz davor – und das Kapitel über Hochschulrankings kann man allen Hochschulmanagerinnen und -managern hier im Raum empfehlen, die wissen wollen, wie man klug die Rankings promotet, die dem eigenen Wissenschaftsinstitutionssexzellenzniveau besonders entsprechen. Und im Band „Sortiermaschinen. Die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert“ nehmen Sie eine zentrale politische Entwicklung der vergangenen Jahre in den Blick – übrigens, weil ich den Kollegen Wolfgang Rohe hier sehe, ein Projekt, das in der Edition der Stiftung Mercator erschienen ist. Und im Herbst erscheint ein neues Werk, und man kann sagen ein Werk, das sicherlich viel Beachtung finden wird: der Titel

lautet „Triggerpunkte“. Abgelehnte Rufe. Viele Gutachtertätigkeiten. Eine erkleckliche Zahl von Doktorandinnen und Doktoranden, die bald eine große wissenschaftliche Familie bilden. Auch das könnte man noch erwähnen.

Es gibt allerdings etwas, über das kein Lebenslauf Auskunft gibt. Eine positive Eigenschaft, die Sie – lieber Steffen Mau – besonders auszeichnet, und weil diese Eigenschaft so ungewöhnlich ist, möchte ich diese hier einmal aussprechen.

Es gibt ja – und ich formuliere das hier einmal etwas tastend – in einer Reihe gesellschaftlicher Subsysteme eine ganze Reihe von Prävalenzen für etwas unangenehme Eigenschaften. Eitelkeit. Neid. Hermetik. Jargonsucht. Manierismen.

Der Journalismus ist nicht frei davon. Das Stiftungswesen auch nicht. Die Politik nicht. Und auch die Wissenschaft ist davon betroffen, zumindest ein kleines bisschen.

Und so gibt es das, was ich vorgefunden habe, nur ganz selten. Dass man nur Gutes über jemanden hört. Dass sich jeder freut, wenn man von Ihrem Werk erzählt.

Doch bei Ihnen, lieber Steffen Mau, scheint es so zu sein. Wann immer ich mit anderen über Sie gesprochen habe – es gab große Anerkennung. Toll, dass er den Schader-Preis bekommt. Der ist einfach wahnsinnig nett. Das sagen Gesprächspartner, Mitarbeitende, egal welchen Ranges, auch hier in der Schader-Stiftung, ich habe mich heute extra noch erkundigt. Auch Journalisten und Professor:innen. Und nachdem ich bei Anne Will gesehen habe, wie Sie jemandem sagen „Das ist Unsinn“, und der Ihnen das trotzdem nicht übel nehmen konnte, dann glaube ich das.

Und so will ich heute zum Schluss ein Gefühl mit Ihnen teilen, dessen Konzept ich schon lang kenne, das Wort dafür allerdings nicht. Denn ich habe vor einigen Monaten ein neues deutsches Wort gelernt.

Ein neues deutsches Wort im Englischen, und ich habe das aus der New York Times vom 25. November 2022.

Es gibt ja – Sie wissen das - eine ganze Reihe von deutschen Wörtern im Englischen. Denken Sie an „Wunderkind“ oder „Kindergarten“, an „Leitmotiv“. Und in meinem Studium in den USA diskutierten die Cognoscenti immer über den Weg „from Gemeinschaft to Gesellschaft“. Auch ein soziologisches Konzept.

Und es gibt im Englischen Einrichtungen oder Eigenschaften, die als so deutsch gelesen, dass es kein eigenes englisches Wort für sie gibt: Die dicken Bücher, die viele Professorinnen und Professoren zum 70. Geburtstag bekommen, manche sogar auch zum 60., manchmal auch in zwei Bänden, heißen: „The Festschrift“.

Oder denken Sie an den Ausdruck „Schadenfreude“, offenbar ein Gefühl, das sich in der deutschen Sprache oder der deutschen Seele in besondere Art und Weise verankert findet. Ich glaube, dass muss ich nicht weiter kommentieren.

Von Juli Fraga in der New York Times habe ich allerdings ein neues deutsches Wort gelernt: „Freudenfreude“.

Und ich sehe Ihnen das an, mir ging es genauso wie Ihnen, ich dachte: Das ist kein deutsches Wort, das habe ich ja noch nie gehört! Wenn ich vom Choral „Jesu, meiner Freuden Freude“ mal absehe– aber das ist ja ein Genitiv, das ist etwas anderes.

Also: Freudenfreude. Ein Wort. Aber Juli Fraga definierte das sehr überzeugend, sie schrieb: „the bliss we feel when someone else succeeds“ oder „the joy we derive from others' success“.

Freudenfreude meint also die Freude, die man selbst empfindet, wenn andere einen Grund zur Freude haben. Die eigene Freude erwächst also aus der Freude anderer.

Und nun muss ich zugeben, dass die New York Times kurze Zeit später sich selbst korrigiert hat und gesagt hat: Das ist kein deutsches Wort.

Das Konzept jedoch mache ich mir zu eigen.

Freudenfreude.

Wenn es um Sie geht, lieber Steffen Mau, dann empfinde ich Freudenfreude. Freudenfreude über Ihren Erfolg. Freudenfreude über die Auszeichnung, die Sie gleich empfangen. Freudenfreude über die Thesen und Ideen, mit denen Sie Politik und Gesellschaft bereichern. Und Vorfreudenfreude auf all die Ideen und Studien, mit denen Sie Wissenschaft und Gesellschaft bereichern werden.

Herzlichen Glückwunsch zum Schader-Preis 2023.

Meine Damen und Herren: Steffen Mau!